

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dinstag, den 4. July 1820.

80

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen viertelj. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer viertelj. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Peterplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halb- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Freundinnen.

Von W. A. Lindau.

(Fortsetzung.)

Der Unbekannte hatte nicht neugierig nach ihrem Namen gefragt, und sie daher keine Gelegenheit gehabt, den seinigen zu erfahren, aber sie zweifelte keinen Augenblick, daß sie den viel gepriesenen Gutsherrn kennen gelernt hatte. Als die gesprächige Müllerinn zu ihr kam, wurde diese Vermuthung völlig bestätigt; sie erfuhr aber auch, daß der einnehmende Mann dennoch neugierig gewesen war; er hatte sich in der Mühle sehr genau nach der einsamen Leserinn im Erlengebüsche erkundigt. Am folgenden Tage, dem Sonnabend, machte der Schulmeister dem Fräulein einen Besuch, um sich zu erkundigen, ob Mathilde Nachricht von ihrer Rückkehr geschickt habe. Eugenie beruhigte ihn sogleich durch die Versicherung, daß sein Monathsold, ungeachtet der Abwesenheit seiner Schülerinn, fortlaufen und die gewöhnliche Lehrstunde zu ihrer Verfügung bleiben solle. Er sprach darauf von dem Gutsherrn, Freyherrn von Niedeck, und nannte ihn Maltheser-Ritter.

„Katholisch also?“ fiel Eugenie schnell ein.

„O nein!“ erwiderte der Schulmeister. „Der gnädige Herr könnte dann ja nicht in den heiligen Ehestand treten.“

Eugenie erröthete. „Er wird also bald heirathen?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ich sollte es denken, daß Hochderselbe für die Fortpflanzung des hohen Namens in Zeiten Sorge tragen wird,“ antwortete der Schulmeister. „Ich hoffe, unsre Kirche soll bald die Feyerlichkeit erleben, und habe auch bereits ein Präludium und eine Fuge dazu ausgedacht.“

„Oy, lieber Herr Hiltler,“ sprach Eugenie lächelnd, „wie eilig Sie sind, Ihrem gnädigen Herrn das Klirren der Ehefesseln mit Ihren Kunstreichen Tönen zu übertäuben.“

Der Schulmeister fuhr fort, viel Nühmliches von dem Ritter zu erzäh-

len, und endigte mit der Versicherung, daß der Freyherr am folgenden Tage gewiß in der Kirche erscheinen werde, was aber erst heute bestimmt sey gemeldet worden. Abends, als Eugenie schlafen ging, fragte ihre Dienerrinn, welches Kleid das Fräulein morgen zum Kirchgange anziehen werde.

„Ich fürchte beynah, wir bekommen morgen Regen,“ antwortete Eugenie, zum Fenster hinaus sehend. „Nein, ich gehe nicht,“ sprach sie nach einer Pause.

Das Mädchen war schon an der Thüre, als das Fräulein sie zurück rief. „Zulchen, wenn's nicht regnet, so gehe ich in die Kirche; ich bleibe ja nie aus. Das neue Musselinkleid mit der bunten Kante, und den neuen strohgelben Hut mit Kornblumen und Mohn, hörst du?“

Es regnete nicht, und sorgfältiger geschmückt, als gewöhnlich, erschien Eugenie in ihrem Bethstübchen. Gerade gegenüber hatte der Freyherr seinen Platz, und kam gleich nach ihr. Der wackere Schulmeister both alles auf, seiner Kunst Ehre zu machen; aber der Ritter und das Fräulein waren zuweilen so zerstreut, daß beyde dem Gedankengange des Predigers, der es gleichfalls an nichts fehlen ließ, nicht immer genau folgten.

Eugenie hatte das Plätzchen am Mühlenbache so passend für ihre Beschäftigung mit ernstern Schriften gefunden, daß sie nun öfter als sonst im Erlenthale war. Gleich am zweyten Tage sah sie den Ritter hinab kommen, als sie sich kaum niedergesetzt hatte; ja es schien, als hätte er auf sie gewartet, so schnell trat er hinter der Felsenecke hervor, um welche der Weg sich wand. Ihre Bekanntschaft hatte seit der ersten Zusammenkunft, zu Eugeniens eigener Verwunderung, Riesenschritte gemacht. Er bath um die Erlaubniß, ihr in den nächsten Tagen den Besuch abzulegen, den er, der neue Ansiedler, seiner Nachbarinn schuldig sey. Sein ganzes Betragen verrieth den gebildeten, viel erfahrenen Mann. Eugenie erfuhr so viel von seinen frühern Lebensverhältnissen, daß er mehrere Feldzüge gemacht, und nach dem Anfälle der Erbschaft eines Oheim den Entschluß gefaßt hatte, seine übrige Lebenszeit in ländlicher Ruhe zuzubringen, und das Gut zu kaufen, dessen reizende Lage ihm von einer frühern Reise her bekannt war.

Er kam schon am nächsten Tage auf ihr Landhaus. Ihr näherer Umgang zeigte ihm, daß der Ruf von ihrer seltenen Bildung und Gelehrtheit, der schon vorher seine Neugier reizen mußte, noch zu wenig gesaßt hatte. In ihren Ansichten glaubte er oft eine so überraschende Übereinstimmung mit den seinigen zu finden, und diese gelehrte Jungfrau hatte auch so viele äußere Vorzüge, daß er das Vergnügen, welches er an ihrer Seite fand, bald für die Wirkung einer Neigung hielt, die das Glück seines Lebens machen sollte. Er wagte, als er seine Besuche wiederholte, dieß zu verrathen, und da er glaubte, bey einer Jungfrau, in deren ganzem Wesen er etwas Ungemeines fand, mit den abgenutzten Vorschriften gewöhnlicher Liebeswerbungen wenig auszurichten, so gestand er eines Tages offen seine Neigung und seine Wünsche.

Eugenie empfing sein Geständniß nicht ohne lebhaftere Bewegung. Was sie für den wackeren Mann empfand, war freylich nicht jenes warme Gefühl, das neun Jahr früher ihr erwachendes Herz entzündet hatte, nicht jenes süße Gefühl, welches einen roßigen Schimmer über die schönsten Tage ihres Jugendlebens ergossen hatte, aber doch eine Empfindung, die an das

Glück jenes verlorenen Paradieses erinnerte. Die erwachende Neigung war ihr nicht verborgen geblieben, und sie hatte vergebens gegen ein Gefühl gekämpft, das sie, so oft sie sich dabey überraschte, als eine Schwäche zurückwies; als aber der Ritter ihr seine Neigung gestand, als sie fürchtete, daß er nur darum den Muth dazu habe fassen können, weil sich ihre Schwäche ihm verrathen habe, da gab der Stolz ihrer Seele neue Kraft, eine Empfindung zurück zu halten, von welcher sie beynahе wäre übermannt worden. Sie erklärte ihm, daß sie seit der Zeit, wo sie über die Verhältnisse des Lebens habe nachdenken lernen, eine Abneigung gegen die Ehe fühle, und — setzte sie hinzu, da ihre Worte auf ihren Lippen milder wurden, als sie es wollte: Ich weiß nicht, wie es Ihnen gelingen könnte, diese Abneigung zu bestegen. Die Offenheit, und wie ich gern glaube, die Aufrichtigkeit, womit Sie sich entdeckt haben, fordert aber eine gleich offene Antwort. Ich gebe Ihnen, was ich wenigen Menschen, von Ihrem wie von meinem Geschlechte, bewillige, ich gebe Ihnen meine herzlichste Freundschaft. Möchte sie Ihnen genügen, lieber Herr von Niedeck; es würde für uns beyde so am besten seyn."

Der Ritter glaubte, in dieser Antwort keineswegs eine Abweisung zu finden, und da sie auf ein dringenderes Wort, das er wagte, fast noch kälter zu werden schien, so dachte er, den Umweg zu ihrem Herzen, den er machen sollte, sich schon gefallen lassen zu müssen. Er setzte seine Besuche fort, und hoffte endlich zu bestegen, was er bey ihr nicht für Ziererey, sondern nur für eine Grille hielt. Sein Umgang wurde auch ihr immer theurer. Als Eugenie eines Abends von ihrem Spaziergange nach Hause kam, flog ihr Mathilde, die wenige Augenblicke vorher zurück gekehrt war, in die Arme. Die Veränderung, welche seit der Trennung Mathildens in ihrem Inneren entstanden war, wurde ihr bey diesem Wiedersehen so fühlbar, daß sie ihre unruhige Verlegenheit nicht verbergen konnte. Ihr Umgang mit dem Ritter von Niedeck hatte unmerklich ihre Lebensweise geändert. Sie war in dem stillen Kreise ihrer Beschäftigungen gestört worden, und die Besuche, welche sie von ihrem Freunde empfing, hatten ihr nur zu oft die Augenblicke geraubt, die sie einst in ruhigeren Tagen, den Weisen des Alterthums und der neuen Zeit, oder schriftstellerischen Versuchen zu widmen pflegte.

„Ach gutes Kind!“ sprach sie, als sich nach einigen Stunden ihre Laune wieder etwas aufgeheitert hatte, und Mathilde sich unter den Büchern und Musikstücken auf dem Flügel umfah: „Du wirst wohl deine liebe Noth haben, diesem Wirwarr ein Ende zu machen. Meine liebe Vorleserin, die sinnige Freundin der Ordnung hat mir wohl gefehlt. Nicht wahr, du findest die Zeichen noch gerade so in den Büchern, wie du sie vor sechs Wochen hinein gelegt hast?“

„Ja freylich, liebes Tantchen, bunt genug sieht's hier aus,“ antwortete munter das Mädchen. „Die Räuber“ haben sich auf Fichte's „Anweisung zum seligen Leben“ gelegt, und „Cicero von der Freundschaft“ ist unterjocht von „blinder Liebe.“

Eugenie lächelte über den Einfall, aber der letzte Gegensatz leitete sie unwillkürlich dahin, einen Blick auf ihre eigene Lage zu werfen. Sie verlor sich in tiefes Nachdenken, und überhörte in ihrer Zerstreuung einige Fragen,

welche Mathilde an sie richtete. Am folgenden Tage rief ein wichtiges Geschäft sie in die Stadt. Mathilde blieb zu Hause, um die gestörte Ordnung in ihrer wirthschaftlichen Einrichtung wieder herzustellen. Der Schulmeister kam zur gewöhnlichen Stunde und fing mit verdoppeltem Eifer seinen Unterricht an. Kaum hatte Mathilde sich niedergesetzt, als der Ritter von Niedeck, der unangemeldet zu erscheinen gewohnt war, herein trat. Er glaubte, da Mathilde der Thüre den Rücken zugekehrt hatte, Fräulein Bornheim, am Flügel zu finden und schlich leise näher. Aber wie sehr war er überrascht, als sie, während der Schulmeister ehrerbietig zurück trat, das liebliche Köpfchen über die Stuhllehne bog, und mit ihren großen schwarzen Augen ihn ansah. Ehe sie von ihrer eigenen Bestürzung sich erhohlt hatte, war sie aufgestanden, und beyde blieben einige Augenblicke schweigend vor einander stehen. Der Ritter entschuldigte seine unangemeldete Erscheinung, so gut er konnte, und als der Schulmeister, der schrittweise sich zurück gezogen hatte und nun steif am Fenster stand, eben im Begriff war, dem Fräulein dienstfertig zu sagen, daß sein hochgebiethender Herr mit ihr spreche, gab sich der Freyherr selbst zu erkennen. „Ach lieber Herr Hilter!“ wendete er sich darauf zu dem Schulmeister: „ich sehe mit Vergnügen, daß Ihre Kunst hier nach Verdienst geschätzt wird.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Kleine Pariser-Chronik.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Wie hier alles in's Große getrieben wird, so nehmen auch die öffentlichen Mystifikationen einen Charakter an, der aufhört, sporadisch zu seyn und gleichsam epidemisch wird. An andern Orten müssen sich wohl einzelne Personen anführen lassen, aber in der guten Stadt Paris wird gleich einer ganzen Million Menschen eine Nase gedreht. Sonderbar, daß dergleichen hier nicht am 1. April (denn dann würde man die Sache ex usu gut heißen), sondern vielmehr am 1. November, ungefähr bey Eröffnung der Kammern, praktisirt wird. Seit drey Jahren (weiter steigt mein Gedächtniß aus Mangel an Vorbereitung auf dergleichen Vorfälle nicht hinauf) haben wir hier jedes Jahr um die besagte Zeit eine solche Mystifikation erlebt. Im Jahre 1817 machte man den ehrlichen Parisern weiß, es wäre ein Frauenzimmer vorhanden, welches ein ganz eigenes Köpfchen, nämlich einen Todtenkopf, und nebenbey noch etwas besäße, was, wie jedermann weiß, wo nicht alle Köpfe, doch wenigstens allen Kopf entbehrlich macht, nämlich ein Paar Millionen Franken. Es bedarf nicht viel Kopfes, noch weniger eines Todtenkopfs, um die Pariser auf die Beine zu bringen, und somit wäre das gute Völkchen über Hals und Kopf gelaufen, und hätte das Gerücht auch aus den besagten Millionen kein Heirathsgut gemacht, welches demjenigen bestimmt wäre, der dem Kopfe eine Hand geben würde. Die Pariser bestehen eigentlich aus zwey Klassen, nämlich aus Leuten, die verheirathet sind, und aus Leuten, die nicht verheirathet sind; letztere wollen heirathen und erstere verheirathen. Aus letzterem Geschäfte wird hier, wie jedermann weiß, ein Handwerk gemacht und Werkstätte dafür aufgeschlagen; außer der bekannten Heirathsbude des berühmten Villamae, gibt es deren noch unzählige andere. Was Wunder also, daß ganz Paris lief, ein Theil, um den Todtenkopf zu heirathen, der andere, um ihn zu verheirathen! Aber, wo war dieser Todtenkopf zu finden? Das konnte niemand sagen, denn unter den hundert und mehrern Adressen, welche das Gerücht angab, führte keine einzige in das Weinhaus, wo, der Sage zu Folge, dieß kostbare Skelett aufgestellt seyn sollte. So hörte die

Sache am Ende von selbst auf, wie alles, was einen Anfang genommen hat. Im folgenden Jahre, 1818, ließ man Nachts um zwölf Uhr aus einem achten oder neunten Stockwerke einige Kupfermünzen herabwerfen. Die Pariser meinten, wie einstens in der Wüste Arabiens Manna, fielen jetzt Geld vom Himmel und hatten nichts Eiligeres zu thun, als auf den Carrefour Montesquieu zu laufen und die Mäuler und — die Taschen aufzusperren. Diese Gelegenheit konnten diejenigen Leute, die aus den Taschen anderer leben, nicht ungenützt vorübergehen lassen. Da sich endlich, wie das in allen gut organisirten Städten der Fall seyn muß, die Gendarmen mit in's Spiel mischten; so blieb nach Verlauf von vier Wochen von der ganzen Geschichte so gut wie nichts übrig, denn die erdrückten Leichname waren unterdessen begraben und die braun und blau angeschlagenen geheilt worden. Im vergangenen Winter hat man das Publikum im eigentlichen Verstande piquiren wollen; ich glaube, Archimedes kann sein berühmtes „Ich habe es“ nicht mit größerem Triumphe ausgerufen haben, als der sublimen Geist, der die Idee der Stechereyen ausgebrütet hat, über diese seine Erfindung entzückt gewesen seyn mag. Daß sich beschränkte Weibspersonen, die nicht weiter sehen, als in den Spiegel, daß sich Pariser Bürger, über deren Einfalt nichts geht, als die Offenheit, mit der sie sie zur Schau tragen, von dem Gerüchte der Stechereyen und von den zwey oder drey ärmlichen Versuchen, die dem Scheine der Sache einige Wirklichkeit geben sollten, dergestalt täuschen lassen konnten, daß erstere gar nicht, oder auf's höchste nur mit einem geharnischten Corsette um die Hüften, und letztere nur mit Pistolen und Dolchen ausgehen wollten, ist nicht zu verwundern, denn die Leichtgläubigkeit des Pariser Volks ist zum Sprichworte geworden. Aber auch ernste und dem Anscheine nach tiefsinnige Magistratspersonen haben von einem Komplote Wollüstlinge geträumt, welches nichts Beringeres zur Absicht habe, als die nichtswürdigen, von der ausgeartesteten Einbildungskraft erzeugten Ideen eines bekannten, moralisch und sittlich sehr infamen Romans *) in Ausübung zu bringen, das heißt im eigentlichen Verstande, am Blutvergießen Wollust zu empfinden. So hat sich ein obscurer Schneidergesell, der wahrscheinlich weder den Marquis de Sades, noch seinen schändlichen Roman kennt, der aber wohl in doppelter Hinsicht ein piqueur ex officio seyn und dem daher seine Strafe recht wohl gegönnt werden mag, vom Präsidenten des Tribunals müssen wie ein Mensch behandeln lassen, der seine Nadel aus Leidenschaft geführt, statt daß sie ihm höchstens nur der Gewinn in die Finger gegeben hat. Auch diese Mystifikation ist dahin zurückgekehrt, woraus sie geschaffen ist, nämlich in ihr Nichts. Wundern soll es mich, welche Nase dem Pariser Bürger im künftigen November wird aufgeheftet werden.

Ob die moyens extrêmes, von denen hier jetzt die Rede ist, in der Politik etwas fruchten werden, muß die Folge lehren; im Handel und Wandel scheinen sie keinen Effekt mehr zu machen. Von tausend Beyspielen nur eins. Im Palais-Royal ist ein Kaffeehaus vorhanden, über welchem von jeher eine Art von Unstern geschwebt hat. Vor fünf Jahren hieß es Café des Etrangers. Dieser Name wäre in so fern recht vernünftig ausgedacht gewesen, als sich damals sehr viele Fremde in Paris befanden. Aber es ist eine bekannte Sache, daß die Fremden in Paris mißtrauisch werden und gerade da wegbleiben, wo man sie anzulocken strebt. So z. B. sind die Speisehäuser, Kaufmannsläden, Haarkräuserbudens und Schuhputzerschoppen, welche die Worte: English spoken here, auf ihre Thüre haben mahlen lassen, sicher, daß die Engländer ein Haus weiter gehen, nämlich dahin, wo man weder englisch spricht, noch (so schließen die Leute) englisch fordert. So erging es auch dem Café des Etrangers; die Fremden kamen nicht und die Einheimischen blieben ebenfalls weg, weil sie nicht eingeladen waren. Ja, selbst als der Unternehmer ein recht artiges Orchester, aus sieben Instrumentalisten und einer Sängerin bestehend, engagirte, um dadurch die Fremden, unter welchen man damals vorzugsweise die Deutschen verstand, und von deren Musik-

*) Dieser auch im Auslande zur Schande desselben sehr bekannte Roman hat den Marquis de Sades zum Verfasser, denselben Menschen, der im Narrenhause zu Bicêtre gestorben ist, wo ihn, weil er verrückt war, Buonaparte hatte einsperren lassen. Der Roman selbst ist bereits vor der Revolution geschrieben.

kenntniß man hier fast übertriebene Begriffe hat, anzulocken, blieb das Kaffehhaus immer noch eine Einöde, in welcher wohl die Vokals- und Instrumentalmusik des Orchesters, aber nicht die Harmonikamusik der Tassen und Gläser erklang. Jetzt ward ein erstes moyen extrême versucht; der Wirth (derselbe oder ein fremder, gleich viel) ließ eine Wand durchbrechen und zu seinem vorigen Saale, der stets leer gewesen war, noch einen zweiten hinzufügen, in der Hoffnung, daß dann beide gleich mit einem Mahle voll werden würden. Die Fremden wurden verwiesen, nicht aus dem Saale, wo sie niemahls gewesen waren, sondern aus der öhlgetränkten Papierlaterne, die hier jedes Kaffeh- und Speisehaus auszuhängen pflegt, und an deren statt: Café d'Apollon, gesetzt. Das Orchester, welches auf die Länge der Zeit nicht eben verdurstet (denn die stipulirte Bouteille Bier war jedem Mitgliede abendlich redlich gereicht worden), aber wohl verhungert wäre, weil der Wirth fast das ganze Musikhonorar schuldig geblieben war, hatte seinen Abschied gegeben und war durch ein andres, aus vierzehn, lauter jungen, feurigen und höchst talentvollen Künstlern bestehend, ersetzt worden. Eine Weile schien das Ding, nämlich Kaffeh und Punsch, gut zu gehen; die glänzenden Leistungen des Orchesters, in welchem für jedes Instrument ein Solospieler befindlich war, zogen viele Konsommateurs herbei. Aber unglücklicher Weise trat der Sommer ein; die Fenster mußten geöffnet werden, und das Publikum fing an, die Musik unten im Garten und im Kühlen für umsonst anzuhören, statt darnach zwei Treppen hoch zu steigen und in der erstickenden Hitze ein Gläschen Brantwein für fünf Sous zu verzehren. Nach einigen Monathen war Wirth, Orchester und Aufwärter wie vom Winde zerstoßen, und das Publikum, welches sich, wie gewöhnlich, unter den Fenstern versammelt hatte, mußte ungehörter Sachen nach Hause gehen. Unter denjenigen Leuten, welche die Erfahrung nicht klug macht, stehen in Paris die Speculanten, das heißt diejenigen Menschen, welche freylich kein Geld, aber doch eine schöne Frau, oder Schwester, oder Tochter, oder Verwandte haben, oben an: gelingt's nicht, so hat ein anderer verloren, und sie haben öffentlich ihren einseitigen Lebensunterhalt und heimlich auch noch ein bares Sümmechen gewonnen und können mit Hilfe dessen und ihrer schönen Angehörigen von neuem anfangen. Ein solcher Spekulant ersann ein moyen extrême, vor dem, meinte er, die seiner Vorgänger, wie die Nacht vor der Morgenröthe, verschwinden sollte: er schuf das Kaffehhaus Apollo's in ein Café des Circassiennes um, behing ein Duzend unverschämter, mitunter aber sehr schöner Dirnen aus den Heefen des Volks mit morgenländischen Lumpen und gab ihnen muhamedanische Rahmen, als, z. B. Zulma, Almanfaris, Zoe u. s. w. Und da nun das Kaffehhaus selbst mit wahrhaft orientalischem Luxus ausmeublirt war, so glaubte man in die Zeiten der Tausend und Einen Nacht versetzt zu sehn. Aber das honette Publikum kehrte diesem muhamedanischen Skandale bald den Rücken, und an dessen Stelle traten die Starken der Halle (Marktarbeitsleute), Lastträger, Kohlenbrenner und Müllerburschen. Da hätte man den Jubel sehen sollen, den diese Leute jeden Abend über die zwölf Circassischen Jungfrauen erhoben. Ein Franzose weiß sich in alles zu schicken, und somit wurden diesen Naturkinder die muhamedanischen Sitten bald so gemein, daß die Polizey sich in's Spiel legen und die Circassierinnen in ihre Heimath, nämlich auf den Markt, wo sie Fische verkauft hatten, zurücksenden mußte. Seit dem war das Kaffehhaus längere Zeit verschlossen geblieben, bis jetzt endlich der neue Besitzer desselben ein drittes moyen extrême erfunden hat, das wenigstens an physischer Erhabenheit von keinem folgenden übertroffen werden dürfte. Dieß ist eine Comptoir-dame, welche, will man der papiernen Laterne Glauben beymessen, sechs Fuß zwei Zoll mißt. Aber auch diese Riesin zieht nur ein sparsames Publikum an, ob sie gleich nichts ermangeln läßt, sich auf den Spaziergängen, die sie alle Stunde einmahl durch die Säle machen muß, so höchst gräßlich, als möglich, zu betragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schauspiel.

K. K. Hofoper nächst dem Kärnthnerthore. Am 24. Juny trat Hr. Bergmann, vom k. sächsischen Hoftheater, als Joseph in der Oper gleiches Namens auf. Eine gute musikalische Bildung scheint bey diesem Sängere vorausgegangen zu seyn, denn in seinem Vortrage zeigt sich das bey dem Gesange erste und wichtigste Erforderniß: die Richtigkeit. Er beachtet den Takt mit Strenge, und ist ganz frey von dem Fehler mancher Sängere, welche sich dadurch auszeichnen wollen, daß sie beständig dem Takte nachhinken. Sie halten dies für Ausdruck, und doch ist es nichts, als die Verletzung des ersten Gesetzes der Musik. Die Intonation des Hrn. Bergmann ist größten Theils rein, nur im schnellen Ergreifen hoher und stark anzuschlagender Töne läßt sich derselbe bisweilen einige Unreinheit zu Schulden kommen. Dies rührt aber von der ungleichen Ausbildung seiner Falsetstimme her. Die tiefen und mittleren Töne seines Organs sind gut und wohlklingend, wenn gleich nicht stark, und wir erinnern uns einige Male das F mit der Bruststimme von ihm anschlagen gehört zu haben. Das Falset ist aber zu abstechend und dünn, daher die Wirkung seines Gesanges schwankend ist. Hierzu kommt, daß derselbe sich noch nicht von dem sächsischen gemeinen Provinzialdialekte frey gemacht hat. Die Dresdner Mundart sagt „Fraide“ statt „Freude.“ In der Ausführung des Joseph erschien uns dieser Sängere als ein sehr brauchbares Individuum, trotz der gerügten Mängel, weil diese zu heben wären; denn er besitzt Vorzüge, welche manchem anderen Sängere zu erwerben fast unmöglich wird. Sein Schritt, seine Geberde, sein Handeln während dem Gesange ist nicht ohne Verdienst, und zeigt von lobenswerthem Streben, die Gesetze der Schauspielkunst auf die Oper anzuwenden. So müssen wir besonders die Scene vor Jakobs Zelt erwähnen, in welcher Hr. Bergmann sich während dem Morgengebethe seiner Brüder mit vieler Klugheit und Gewandtheit betrug. Die stille Rührung seines andachtsvollen Herzens leitete mit vieler Wahrheit sein Geberdenspiel. Bey Ensemblestücken ist das stets richtige Einfallen dieses Sängers sehr zu loben.

Unerachtet wir seit lange keinen eigentlichen wahren Tenor besitzen, so wollte doch der Gesang des Hrn. Bergmann nicht völlig ansprechen, und der Beyfall war getheilt. Denn es scheint, wir wollen das Allervollkommenste in einer Person vereinigt. Was die Aufführung der Oper überhaupt betrifft, so ging sie mit der Richtigkeit und Präzision vor sich, welche die Darstellungen der K. K. Hofoper im höchsten Grade auszeichnen. Vogl's Meisterbild (Jakob) ist unnachahmlich und erwirbt diesem Sängere immer aufs Neue die Herzen der Anwesenden. Nächst diesem list Simeon (Hr. Gottsdank) rühmlichst zu erwähnen, denn er erreicht mit der Darstellung dieses Charakters das Ideal desselben.

Sonntags den 25. Juny trat Hr. Bergmann in der Zauberflöte als Tamino auf. Der unzeitige Muth eines Pudels, der auf dem Theater sich befand, und dessen Horn durch die Schlange geweckt wurde, hätte die ganze Aufführung fast in's Komische gezogen; doch der allzulaut sprechende Geist Mozarts verwischte diesen Unfall schnell wieder. Übrigens sind dergleichen Vorfälle auf diesem Theater Nova ac inaudita. Die Arie „dieß Bildniß“ trug Hr. Bergmann recht gut vor, doch zeigte sich hier besonders das Ungleiche seiner Fissetstimme. Bey den Worten „dieß Götterbild!“ klang das As nicht allein viel zu dünn, sondern war auch unrein. Eben so konnte die Stimme gegen den Schluß der Arie keine Steigerung der Kraft zeigen, welche da unerläßlich ist. Das „Ewig wäre sie dann mein!“ will mit ganzer Kraft und im höchsten Entzücken gesagt seyn. Mad. Campi (die Königin) bewies Hrn. Bergmann, wie das As zu nehmen, in ihrer Arie bey der Stelle „doch meine Hülfe war zu schwach.“ Dies ist die wahre Art, den Ton zu bilden. Großes Lob verdient die Sängere in dieser Vorstellung über ihr Portamento sowohl als über ihre Kunstfertigkeit in den schweren Passagen. Ihr hohes F ist rein und hellklingend, und ihr tiefes D, C. c. haben immer noch Kraft.

Ein wahres Unglück für einen Sängere, besonders einen debutirenden, ist die Unart der Affen in der Arie: „Wie stark ist nicht?“ — Denn Schikaneder mag für sein

damahliges Vorstadttheater im Frenhaus gethan haben, was er will, so ist das für diese Bühne keine Richtschnur. Die Affen dürfen sich bey der Koulisse nur zeigen, dieselbe keinen Schubreit verlassen, und werden noch immer eine komische Erscheinung seyn, welche den ästhetischen Eindruck nicht vernichtet. Man sieht ja schon, daß sie nicht weit vorgehen sollen, weil sie gleich nach dem Flöten-Solo sich wieder hinter die Koulisse zurückziehen müssen.

In dem großen Recitativ bewährte sich, was wir von der Theateroutine und der mimischen Geschicklichkeit des Hrn. *Vergmann* gesagt haben. Er gab das Recitativ mit sehr viel Verstand. Wenn der Priester aus der Pforte geraden Schrittes, ohne alle theatralische Verwunderung über den Verwegenen hervor geht, macht es einen weit imposanteren Eindruck; denn die Worte: „Wo willst du kühner Fremdling hin?“ sind genug, um die Scene zu bezeichnen. Priester, besonders ägyptische, dürfen sich auch auf dem Theater nicht zu viel Gesticulation erlauben. Hr. *Weinmüller* trug das große Recitativ vortrefflich vor, besonders ist das schnelle Einfallen zu loben, da manche Sängler diese ohnehin lange, aber höchst nothwendige Scene oft sehr langweilig dehnen. Ute. *Wranißky* gibt, wie wir bemerkt zu haben glauben, die Rolle der Pamina mit Vorliebe, denn sie wendet auf dieselbe vielen Fleiß und große Sorgfalt. Ihr schöner, anmuthsvoller Gesang zeigt sich hier mit ihrer lebenswürdigen Gestalt in schönem Einklange. Das Duett mit Papageno (Hrn. *Forti*) wurde vortrefflich ausgeführt; die Variationen, die der unsterbliche Tonsetzer selbst gestatten wollte, da er zwey Couplets schrieb, zeigten von Geschmack und wurden von beyden lobenswürdig gesungen.

Hr. *Gott Dank* ist als Mohr sehr ausgezeichnet. Seine Beweglichkeit ist charakteristisch. Hr. *Siebert* zeigt uns als Sarastro den kernigen Ton seiner Bassstimme in der wahren Gestalt, und es thut wohl, einen Bassfänger nicht distant singen zu hören. Auch in dem zweyten Couplet der Arie muß Sarastro der würdevolle Weise bleiben, der doch noch mehr verschweigt — als er sagt.

Hr. *Vergmann* wurde bey mehreren Stellen applaudirt, aber der Beyfall war nicht allgemein.

Die Aufführung der Zauberflöte erfolgte mit großer Präcision, und wurde durch die gute Besetzung der drey Damen, unter denen Ute. *Laucher* als Altstimme ausgezeichnet ist, noch erhoben. Das Orchester ist in seiner Wirksamkeit stets vortrefflich, so wie die Leitung durch Hrn. *Joseph Weigl* die lobendste Erwähnung verdient.

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens in Schönbrunn blühen jetzt, folgende Gewächse:

- Celastrus buxifolius*. Buchsblättriger Celaster. Vom Kap.
- Chironia baccifera*. Beerentragende Chironie. Vom Kap.
- Decumaria barbara*. Gemeine Dekumarie. Aus Carolina.
- Hydrangea quercifolia*. Eichenblättrige Hydrangea. Aus Florida.
- Justicia Adhatoda*. Treibende Justizie. Von Ceylon.
- Lavatera hispida*. Büschelhaarige Lavatere. Von Nordafrika.
- Messerschmidia fruticosa*. Strauchartige Messerschmidie. Von Teneriffa.
- Ochrosia maculata*. Gefleckte Ochrosie. Von Bourbon.
- Psychotria undata*. Wogenblättrige Psichotrie. Von den Bahamainseln.
- Sempervivum arachnoideum*. Spinnenwebenartige Hauswurz. Von Alpen in Tyrol.

Herausgeber und Redakteur: *Joh. Schickh*.

Gedruckt bey *Anton Strauß*.